

Produkt der ggf. von uns zu verantwortenden Lebensbedingungen.

Zum Abschluß möchte ich zwei Konsequenzen wiederum an Beispielen darstellen, von denen das eine wohl konsensfähig sein dürfte, während das andere vielleicht auch auf Widerspruch stoßen wird.

Das erste Beispiel bezieht sich auf die regionale Unterbringung. Da durch eine Unterbringung der Kinder in weit entfernte Heime alle sozialen Beziehungen unterbrochen werden, alle wichtigen Orte und alle damit zusammenhängenden Kompetenzen unzugänglich werden, und da die Kinder häufig zwischen zwei Lebensorten - dem Ort der Eltern und dem des Heimes - hin- und her- gerissen sind, bemühte man sich in Hamburg intensiv um eine regionale Unterbringung. Die Kinder wurden daher in der Regel in so enger räumlicher Nähe zu ihrem bisherigen Lebensmittelpunkt untergebracht, daß die sozialen Beziehungen alltäglich weiter bestehen konnten, das bedeutet, daß sie nicht nur in Hamburg, sondern in dem Stadtteil bleiben sollten, in dem sie vorher gelebt haben. Das Angebot an Heimplätzen sollte innerhalb einiger Jahre diesem regionalen Bedarf angeglichen werden. Die Erfahrungen mit dieser regionalen Unterbringungspraxis sind außerordentlich positiv, und die prognostizierten Probleme spielen tatsächlich fast keine Rolle. Es gibt sehr viel mehr - auch zufällige - Kontakte zwischen Kindern und Eltern. Dies ermöglicht beiden Seiten realistische Eindrücke voneinander. Die Kinder entwickeln nicht so leicht idealisierende Vorstellungen von ihren Eltern und können etwa ihre zu Hause lebenden Geschwister relativ einfach sehen. Die Eltern erleben, wie ihre Kinder sich entwickeln. Gelegentlich entwickeln sich sehr positive Beziehungen zwischen Mitarbeitern und Eltern, da komplizierte Planungen und Absprachen nicht nötig sind.

Die Jugendlichen setzen i.d. R. zunächst die Kontakte zu ihren - von den Erwachsenen oft als problematisch bewerteten - Freunden fort. Dies hatte bei den prognostizierten Schwierigkeiten eine große Rolle gespielt.

Die Beziehung zu den Freunden ändert sich aber im Verlaufe der Zeit, wenn die Jugendlichen allmählich stabilere Lebensverhältnisse in den Wohngemeinschaften kennenlernen. Sie lernen dann manchmal, sich von ihnen abzugrenzen und ihre Interessen durchzusetzen. So wird nicht zunächst die Stabilität durch die Beziehungsabbrüche zerstört, um sie dann wieder aufzubauen, sondern die Jugendlichen können eher das lernen, was sie später können müssen.

An einem zweiten Beispiel möchte ich illustrieren, wie es aussehen kann, wenn die Heimerziehung auf eine ihrer zentralen Bedingungen verzichtet, nämlich, daß die Kinder sich auf das Leben im Heim einlassen müssen. Man müsse die Kinder erst einmal haben, bevor man sie erziehen könne, dies ist ja ein häufiges Argument, mir dem auch harte Zwangsmaßnahmen - wie die erzwungene Erziehung in einem geschlossenen Heim - gerechtfertigt werden²⁶ und das zunächst plausibel erscheint. In unserer Perspektive wird die Frage anders gestellt, nämlich: Was müssen wir tun, damit wir diese Kinder erreichen können? Ich möchte dies am Beispiel der Betreuung von Kindern darstellen, die sich in der Prostitutions- oder Stricherszene aufhalten. In allen großen Städten, in denen es eine solche Szene gibt, spielen in ihr auch Kinder und Jugendliche eine Rolle. Die etablierte Reaktion ist, daß die Kinder - Jugendliche sind jeweils ebenso gemeint - von der Polizei aufgegriffen und in weit entfernte, manchmal weit von der sündigen Großstadt entfernte Heime gebracht werden. In solchen Heimen werden Kinder mit ähnlichen Lebenserfahrungen zusammengefaßt, sie sind oft gegen ihren Willen dort und die Aufmerksamkeit der Einrichtung gilt ihrem - im Notfall - erzwungenen Verbleib. Wenn sie dort weglaufen, ist ihr erstes Ziel oft die Szene, in der sie untertauchen können, ggf. werden sie wieder aufgegriffen und der Kreislauf beginnt

²⁶ vgl. K. Wolf: Keine geschlossene Unterbringung in der Hamburger Heimerziehung: Praxis und Konsequenzen. In: ders. (Hg): Entwicklungen in der Heimerziehung. Münster 1995 (2. Aufl.): 65ff.